

Die Inhalte lassen sich als Wahrnehmung einer durch die etablierten Massenmedien vernachlässigten Artikulationsfunktion und die Publizierung unterdrückter Nachrichten begründen. Außerdem spielen nichtfunktionale Kriterien, darunter individuelles Interesse der Mitarbeiter (Stichwort: »Lustprinzip«), eine entscheidende Rolle. Das Publikum ähnelt soziodemografisch gesehen den Kommunikatoren; es stammt ebenfalls aus der »Szene«. Von diesem sozialpsychologischen und organisationssoziologischen Teil geht Weichler zu einer historisch-gesellschaftlichen Einbettung alternativer Kommunikation über.

Den größten Teil des Buches nehmen die verschiedenen Formen alternativer Medien ein. Dabei vergißt Weichler auch nicht die rechtlichen Grundlagen (insbesondere bei den freien Radios), die ökonomischen Faktoren (Anzeigenproblematik) und Konflikte durch repressive staatliche Maßnahmen. An typischen Beispielen zeigt er die Prinzipien der »anderen« Medien auf und vollzieht individuelle Entwicklungen nach (z. B. Radio Dreyeckland).

In seiner Bilanz bescheinigt Weichler den Alternativmedien Krisenhaftigkeit und nennt dafür folgende Ursachen: Die Publikumsresonanz, die aus einem Distributionsapparat eine Zweiwegkommunikation machen sollte, blieb aus. Die ökonomischen Grundlagen sind in der Regel ungesichert. Produkt und Inhalt haben meist eine schlechte Qualität. Die Arbeitsstrukturen erweisen sich als dysfunktional zum Ziel der Medienarbeit sowie zur Beseitigung von Hierarchien. Die Lernfähigkeit ist nur begrenzt, und umgekehrt haben die bürgerlichen Massenmedien dazugelernt. Weichler nennt zwar auch Erfolge: Stabilisierung, Anerkennung als Informationsorgan der Alternativkultur usw., aber im Abschlußkapitel »Perspektiven« zeichnet er ein düsteres Bild. Die bürgerlichen Medien beginnen die früher vorhandene Marktnische zurückzuerobern bei gleichzeitigem Struktur- und Wertewandel des Alternativpublikums. Entweder passen sich die Alternativmedien an in Form von Marktorientierung und geben dann viele ihrer Ziele (und damit ihre Identität?) auf, oder sie fallen in Bedeutungslosigkeit und gesellschaftliches Randdasein zurück. Auch wenn man diese harte Entweder-oder-Haltung nicht teilt, bietet

diese Arbeit eine Reihe von Ansatzpunkten für eine interessante Diskussion und gibt das Thema vor für weitere Forschungen.

ARMIN SCHOLL, Münster

Manfred Rühl (Hrsg.): *Kommunikation und Erfahrung. Wege anwendungsbezogener Kommunikationsforschung*. – Nürnberg: Verlag der Kommunikationswissenschaftlichen Studienvereinigung 1987 (= Kommunikationswissenschaftliche Studien, Bd. 4), (V), 155, III Seiten.

Zentrale Begriffe wie Kommunikation und Erfahrung werden in der dafür eigentlich zuständigen Kommunikationsforschung zu selten behandelt und kritisch diskutiert; das war der Anlaß für ein interdisziplinäres Symposium »Erfahrung durch Massenkommunikation: Gewinne oder Verluste?« im November 1985 an der Universität Bamberg. Die Teilnehmer/innen kamen vorwiegend aus der Publizistikwissenschaft, der Psychologie und der Soziologie.

Der vorliegende Band enthält vier Referate von Manfred Rühl, Ulrich Saxer, Joachim Matthes und Franz Ronneberger, wobei Ronnebergers Beitrag etwas aus dem Rahmen fällt, weil er eher anwendungsorientiert ist im Gegensatz zu den grundlagentheoretischen. *Franz Ronnebergers* Aufsatz »Erfahrung in der Kommunikationspolitik« wirkt auch deshalb etwas fremdartig, weil er die zentralen Begriffe Erfahrung und Kommunikation nur spärlich definiert und nahezu voraussetzungslos benutzt. Wissenschaftliche Erfahrung ist lediglich ein kumulatives Wissen über Vergangenes, das Prognosen erlauben soll für die Kommunikationspolitik. Diese wiederum soll den Herstellungsprozeß von Öffentlichkeit steuern durch planenden Eingriff in die Struktur der Medien.

Gegen einen wissenschaftlich verkürzten Erfahrungsbegriff wendet sich *Ulrich Saxers* »Medienwirkungsforschung und Erfahrung«. Er beschäftigt sich mit der Problematik wissenschaftlicher Erfahrung, die Ronneberger stillschweigend als Ausgangspunkt voraussetzt. Erfahrung ist nicht nur ein psychologischer, sondern immer auch ein kollektiver Lernprozeß und fungiert als symbolisch generalisiertes Kommunikationsme-

dium. Wissenschaft kann Alltagserfahrung nicht ersetzen, rationalisiert sie allenfalls. Am Beispiel der Medienwirkungsforschung zeigt Saxer den beschränkten Erfahrungs- und damit auch Kommunikationsbegriff. Der lebensweltliche Bezug der Wirkungsprozesse fehlt, das Totalphänomen massenkommunikativer Erfahrung wird einseitig reduziert auf szientizistische Erfahrung. Die Wissenschaft erfragt, was sie für bedeutsam hält, und erhält Antworten, denen sie wiederum Bedeutsamkeit beimißt – ein zirkulärer Prozeß ohne Progreß. Statt ausgrenzender Systemdifferenzierung oder dezisionistischer Systempluralisierung fordert Saxer integrative Systemerweiterung. Der externe Erwartungsdruck (auch ökonomisch) und fehlender Binnenkonsens im Wissenschaftssystem bewirken eine Flucht in einen methodologischen Rigorismus als Ersatzlegitimation für die fehlende Berücksichtigung des gesamten Phänomens, also auch langfristiger Wirkungen, Makro-Auswirkungen und alltagsweltlicher Bedeutung von Massenkommunikation. Die institutionellen Unterschiede zwischen universitärer, medieneigener und Werbeträgerforschung beschreibt Saxer zwar, marginalisiert sie aber auch, weil alle einen verkürzten Erfahrungsbegriff haben. Dabei unterschätzt er meines Erachtens das universitäre System, das die höchsten selbstreflexiven Leistungen bringt, wohingegen die anderen Systeme (Markt- und Meinungsforschung) nur extern instrumentalisiert werden.

Rühl legt seinen Schwerpunkt etwas mehr auf den Kommunikationsbegriff. Sein Aufsatz »Humankommunikation und menschliche Erfahrung. Zum Umbau von Kernbegriffen in der gegenwärtigen Gesellschaft« weist viele Parallelen auf zu Saxers Beitrag. Er übersetzt Luhmanns Systemtheorie, der er die nötigen Begriffsexplikationen zutraut. Kommunikation und Erfahrung sind nicht primär wirklich, sondern nur möglich. Die Bedingungen zu untersuchen, um aus Möglichkeiten Wirklichkeit zu selektieren, ist dann die Hauptaufgabe (Leitidee) für kommunikationswissenschaftliche Theoriearbeit. Den methodisch erzeugten individuellen Reduktionismus will Rühl durch die Interpenetrationen physischer, psychischer und sozialer Systeme ersetzt wissen. Dabei muß er die ontologische Tradition der deutschen idealistischen Philosophie ebenso

wie die empirische Kommunikationsforschung abstreifen, weil sie in Begriffsbildung und Methodik defizitär sind. Bei der Anwendung systemtheoretischer Terminologie entschärft er diese einerseits, indem er ihre Subjektivität abschwächt, riskiert aber auch einige Unschärfen, indem er z. B. allzu vorschnell Erleben und Handeln in Erfahrung und Kommunikation überträgt. Saxer hat hier noch getrennt: Erleben und Handeln sind Selektionsstrategien zum Umgang mit kontingenter Erfahrung. Solche Unterscheidungen erweisen sich spätestens bei der empirischen Umsetzung als wichtig. Außerdem ist zu fragen, wie sich Rühl eine empirische Forschung vorstellt, wenn sie nicht pragmatisch die Einzelperson – die ist nicht identisch mit dem Individuellen – befragt, schließlich ist die Person doch der Träger individueller und sozialer Merkmale.

Ohne Rückgriff auf systemtheoretisches Gedankengut, aber nicht minder radikal kritisch, argumentiert *Joachim Matthes* in seinem Beitrag »Erfahrung durch Konstrukte. Empirische Sozialforschung als Kommunikationsproblem«, dessen Hauptgedanken er bereits 1985 publiziert hatte (vgl. Wolfgang Bonß / Heinz Hartmann [Hrsg.]: *Soziale Welt: Entzauberte Wissenschaft*. Göttingen 1985). Die Ausführungen zur Exterioritätserfahrung von Wissenschaft, die die Gesellschaftserfahrung als von außen beobachtbar und als grundsätzlich verschieden zu ihrer eigenen Erfahrung vorgibt, und deren Kritik weist ihn als Anhänger der Theorie von der symbolischen Interaktion aus, der anti-objektivistisch die Wirklichkeit als gesellschaftlich konstruiert annimmt. Die Konsequenz ist die Innenansicht, die Anerkennung der Erfahrung der Gesellschaftsmitglieder. Ähnlich wie Saxer und Rühl wirft er den empirischen Wissenschaftlern vor, sie begegnen, »wenn sie sich an die Gesellschaftsmitglieder adressieren, um an ihnen die bestätigenden Merkmale für ihre Konstrukte abzulesen, genau ihren Konstrukten: Sie sind immer schon da, wo man nicht eigentlich sie, sondern das Material für sie sucht.« Er strebt deshalb eine Theorie der Authentizität an, die von der wechselseitigen Abhängigkeit von Wirklichkeit und Erfahrung ausgeht, Theorien über Theorien und nicht über Dinge als Theorien wissenschaftlicher Subjekte über gesellschaftliche Subjekte. Als Metatheorien

erschließen sie die Regeln, nach denen die Theorien gemacht werden. In dieser Reflexivität liegt meines Erachtens das Gemeinsame mit den Systemtheoretikern Rühl und Saxer, nur fehlt bei Matthes der Systembezug, oder er wird für nicht nötig befunden.

Wie kann sich jedoch eine Metatheorie als gleichartig zu den zu erklärenden Theorien verstehen, wenn sie zumindest den (wissenschaftlichen) Reflexivitätsvorsprung haben muß? Mit anderen Worten: Wie soll sie in der Erkenntnis der Regeln von Theoriebildung die Regeln ihrer eigenen Theoriebildung erkennen? Muß der Zirkel nicht an einer Stelle aufgebrochen werden, oder ist prinzipiell alles Wissenschaft?

ARMIN SCHOLL, Münster

Reinhart Ricker (unter Mitarbeit von Friedrich Müller-Malm): *Die Kompetenzen der Rundfunkräte im Programmbereich*. – München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1987, X, 89 Seiten.

Im ersten Teil der Abhandlung werden im Überblick die verfassungsrechtlichen Anforderungen und Aufgabenzuweisungen nach den Rundfunkgesetzen der Länder und des Bundes im Hinblick auf die Programmkompetenzen behandelt. Der zweite Teil enthält Details über die Programmaufsicht in den einzelnen Rundfunkgesetzen; in-

sofern kann der Band auch als Nachschlagewerk benutzt werden.

Neben anderen Klarstellungen kommt es Ricker vor allem darauf an, die möglichen Kompetenzkonflikte zwischen Rundfunkräten und Intendant zu beleuchten. Er stellt die Frage: Besitzen die Rundfunkräte neben der Beratungs- und Kontrollfunktion als die wichtigsten Steuerungsmittel des Programms auch eine Programmgestaltungsfunktion? Sie wird bekanntlich in der öffentlichen Diskussion häufig als gegeben unterstellt. Nach eingehender Prüfung lehnt Ricker eine solche Funktion im Einklang mit der Rechtsordnung und der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichtes ab. Hauptsächliche Gründe: Wegen ihrer sporadischen Sitzungstätigkeit können die Rundfunkräte eine solche Befugnis de facto ohnehin nicht erfüllen. Außerdem würde die Verantwortlichkeit des Intendanten für das Programm dadurch beeinträchtigt. Ich möchte hinzufügen: Wegen der Zusammensetzung der Rundfunkräte aus Vertretern unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen und politischer Parteien, aber nicht aus Journalisten, würde es an der notwendigen professionellen Sachkenntnis fehlen.

Abgesehen von diesen an die Praxis erinnernden Argumenten hält sich Ricker streng an das positive Recht und vermittelt ein vollständiges und zutreffendes Bild der Rechtsnormen. Wie es in der Praxis aussieht, ist eine andere Sache.

FRANZ RONNEBERGER, Nürnberg